

Sammelrezension

Mitchell G. Ash, *Gestalt Psychology in German Culture 1890–1967. Holism and the Quest for Objectivity*. New York: Cambridge University Press (Cambridge Studies in the History of Psychology, Bd. 5) 1995.

Mitchell G. Ash u. Alfons Söllner, *Forced Migration and Scientific Change. Emigré German-Speaking Scientists and Scholars after 1933*. Washington, D.C.: Cambridge University Press, 1996.

Else Frenkel-Brunswik, *Studien zur autoritären Persönlichkeit*. Herausgegeben und eingeleitet von Dietmar Paier. Graz: Nausner & Nausner (Bibliothek sozialwissenschaftlicher Emigranten, Bd. 3), 1996.

Von den achtziger Jahren an hat sich eine neue, junge Generation von Forscher/innen der Aufarbeitung der deutschsprachigen Wissenschaftsemigration nach 1933 bzw. 1934/38 angenommen. Das seither von deutschen und österreichischen sowie von US-amerikanischen, englischen und israelischen Kolleg/inn/en zusammengetragene Material ließ in Umrissen ein gegenüber früher „more differentiated, in some respects more modest picture“ vom „Auszug des Geistes“ aus Europa entstehen. In dem Maße nämlich, in dem sich die Forschung aus ihrer ursprünglichen Beschränkung auf das Schicksal der prominenten und/oder in ihren Exilländern besonders erfolgreichen Emigranten löste und sich auch

der Arbeit und dem Werk jener, deren Karrieren weniger spektakulär verlaufen waren, zuwandte, hat sich die einfache Gleichung von „hier Verlust“ ist „dort Gewinn“ als für das Verständnis des durch den Faschismus erzwungenen „Wissenschaftstransfers“ als ungeeignet erwiesen. „To inquire only about losses and gains“, schreiben Mitchell G. Ash und Alfons Söllner, die beiden Herausgeber des Bandes *Forced Migration and Scientific Change*, „presupposes a static view of science and of culture, as though the émigrés brought with them finished bits of knowledge, which they then inserted like building-stones into already established cultural constructs elsewhere“ (Ash u. Söllner, S. 4).

Gegen eine solche „internalistische“ Auffassung, die über ihre Fixierung auf die Produkte wissenschaftlicher Forschung den Prozeß von deren Produktion völlig aus den Augen verloren hatte, ist in den letzten beiden Jahrzehnten eine explizit „sozialgeschichtliche Perspektive“ entwickelt und durchgesetzt worden. Diese leitet ihre Problemstellungen vor allem aus der Konfrontation der kulturellen, wissenschaftlichen und disziplinspezifischen Bedingungen akademischer Sozialisation in den „Herkunftsländern“ mit dem soziokulturellen Kontext von Ausbildung, Forschung und praktischer Berufsausübung

in den „Aufnahmeländern“ her. Es geht also darum zu fragen, auf welche Weise sich Wissenschaftler/innen, die aus bestimmten, für die Entfaltung ihres Wissens und ihrer Fertigkeiten maßgeblichen Zusammenhängen vertrieben wurden, in einer *anders* strukturierten Umgebung zurechtfinden konnten. Nachdrücklich verweisen Ash und Söllner darauf, daß „the cultures of the so-called host countries“ nicht als „fixed entities“ vorgestellt werden dürften, an die sich die Emigranten einseitig anzupassen gehabt hätten. Im Gegenteil: Die Einnahme eines sozialgeschichtlichen Standpunkts impliziere, daß diese wissenschaftlichen Strukturen selbst als beweglich und flexibel, als „embedded in cultural settings that are themselves fluid enough to change“ zu betrachten seien. (Ebd., S. 11–12)

Es ist leicht einzusehen, wie sich aus diesem Ansatz Fragen entwickeln lassen, deren Bearbeitung jenseits der Gegenüberstellung von *loss* und *gain* zu liegen kommt: Hat nicht bei vielen Emigranten die erzwungene Emigration erst die glänzende Karriere möglich gemacht? Was wäre also beispielsweise aus Paul Felix Lazarsfeld geworden, hätte er 1934 nicht emigrieren müssen? Oder – um bei der Psychologie zu bleiben – aus jemandem wie Egon Brunswik? Ist er, der sich just in den Monaten vor dem „Anschluß“ endlich eine feste Position an der *University of California* hatte schaffen können, überhaupt zur Gruppe der *forced émigrés* zu zählen? Die Psychologie war damals längst keine „deutsche“ Wissenschaft mehr; ihr Schwerpunkt hatte sich in die „Neue Welt“ zu verlagern begonnen. Wurde also durch den Faschismus nur beschleunigt, was

ohnehin längst schon vorging: die Internationalisierung (oder „denationalization“) von Wissenschaften und damit die Zentrierung der Forschung dort, wo es entsprechende Möglichkeiten und Mittel gab? Gerade das Beispiel der „freiwilligen“ Emigration Egon Brunswiks ist aber dazu geeignet, um herauszustellen, daß eine Einordnung der *forced emigration* der dreißiger und vierziger Jahre in den allgemeineren Zusammenhang eines letztlich für die Entwicklung der Wissenschaft im 20. Jahrhundert typischen Wissens- und Technologie-Transfers über alle Kulturgrenzen hinweg nicht in die Nähe der Legitimierung von Tendenzen einer „Historisierung“ des Nationalsozialismus geraten darf: Am 9. Juni 1938 konnte Brunswik in New York endlich seine Langzeitverlobte heiraten. Die Hochzeit fand noch auf dem Schiff statt, das die Jüdin Else Frenkel auf ihrer Flucht vor den Nazis nach Amerika gebracht hatte. Der nunmehrigen Frau Frenkel-Brunswik wurde dadurch die Inanspruchnahme der Präferenzquote für Flüchtlinge, deren Angehörige eine feste Position in den USA vorweisen konnten, möglich gemacht. (Paier, S. 33)

Neuere Forschung über die Wissenschaft im Nationalsozialismus habe – so argumentieren Ash und Söllner – eindrucksvoll demonstriert, daß „science that replaced [the] work [of the émigrés] cannot be dismissed simply as Nazified ideology disguised as science“ (Ash u. Söllner, S. 7). Die Autoren nutzen schließlich die Fülle der bislang vorliegenden Befunde dazu, um eine der Grundthesen der modernen (E-) Migrationsforschung auch von der Seite der Wissenschaftsgeschichte im Nationalsozialismus her zu untermau-

ern: „It now appears exaggerated to speak in any simple or general sense of an ‚exodus of reason‘ or even modernity as such from Nazi Germany after 1933.“ (S. 8)

Geht man nach den Titeln österreichischer Beiträge zur Emigrationsforschung, entsteht der Eindruck, daß hierzulande die Preisgabe von Sprachbildern wie „vertriebene Vernunft“ („exiled reason“) oder „cultural exodus“ nicht ganz so leicht fällt.¹ Mag sein, daß sich darin auch eine gewisse Rückständigkeit spiegelt. Mängel und Lücken in der österreichischen Forschung werden von Christian Fleck sehr ausführlich diskutiert. (Fleck in Ash u. Söllner, 203–207). Konnte Fleck zu Beginn der 90er Jahre – die in dem hier besprochenen Sammelband enthaltenen Artikel basieren auf Vorträgen, die bereits 1991 präsentiert worden waren – noch über einen „lack of research grants for study visits“ (vor allem für die USA) als eine der Ursachen für die fehlende Grundlagenforschung klagen, so sehen wir uns heute bereits zu einem drastischeren Urteil gezwungen: Für Emigrationsforschung ist im heutigen Österreich des sozialdemokratischen Krisenmanagements praktisch kaum mehr eine entsprechende Finanzierung aufzubringen. Die notwendige Grundlagenforschung wird es daher auch in absehbarer Zukunft nicht geben.

1 Vgl. Friedrich Stadler, Hg., Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930–1940, Wien 1987; ders., Hg., Vertriebene Vernunft II. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft, Wien 1988; ders. u. Peter Weibel, Hg., Vertreibung der Vernunft/The Cultural Exodus from Austria, Wien 1995 (überarb. u. erw. 2. Aufl.; 1. Aufl. Wien 1993).

Aber so rückständig, wie es für manche den Anschein haben mag,² ist die österreichische Forschung gar nicht. Dieses Festhalten an Formulierungen, deren Abschaffung amerikanische und deutsche Wissenschaftshistoriker mit guten Argumenten begründen, läßt sich durchaus auch auf gewisse Besonderheiten der österreichischen Wissenschaftsentwicklung vor 1938 und nach 1945 zurückführen.

Im Juli 1946 übersandte die diplomatische Vertretung Österreichs in Washington dem Bundeskanzleramt ein *Memorandum on the Reconstruction of Austrian Universities* der *Austrian University League of America*. Von dieser knapp ein Jahr zuvor gegründeten Vereinigung emigrierter österreichischer und einiger an Österreich besonders interessierter amerikanischer Wissenschaftler waren auch Listen mit den Namen von politisch untadeligen nicht-emigrierten und – vor allem – rückkehrwilligen emigrierten österreichischen Wissenschaftlern zusammengestellt worden. In der umfangreichsten dieser Zusammenstellungen finden sich mehr als 300 Personen verzeichnet, etwa zwei Drittel davon Mediziner. Christian Fleck sieht sich in seiner Analyse der österreichischen Hochschulpolitik in den Jahren nach 1945 in bezug auf die Sozialwissenschaften zu folgendem Resümee veranlaßt:

„Das BMU [Österreichisches Bundesministerium für Unterricht] reagierte auf diese Listen [der Austrian University League of America], die es möglich ge-

2 Vgl. z. B. Edith Kurzweil, Freud und die Freudianer, Stuttgart 1993, 27–28, Anmerkung 12.

macht hätten, im Schnitt für jede 1946 noch nicht besetzte Stelle unter vier Kandidaten auszuwählen, mit totaler Ignoranz. Mit keinem der auf den Listen Angeführten, mit dem das BMU nicht bereits in Kontakt stand, wurde der Kontakt gesucht. Österreichs Universitäten entgingen daher vermutlich Professoren vom Zuschnitt eines Ernst Gombrich, Hans Herma, Robert Kann, Felix Kaufmann, Ernst Kris, Lise Meitner, Oscar Morgenstern, Hans Motz, Else Pappenheim, Max Perutz, Karl Popper, Erich Schiff, Alfred Schütz, Erich Voegelin, Friedrich Waismann, Abraham Wald, Emanuel Winternitz, Katharina Wolf, um vor allem *später* berühmt gewordene Wissenschaftler zu nennen.³

Die von ministeriellen Stellen aus betriebene Politik der Be- und in manchen Fällen sogar offenen Verhinderung der Remigration rückkehrwilliger (Sozial-) Wissenschaftler ist eine der Besonderheiten, die wir für die Zweite Republik herausstellen müssen.⁴ Im Bereich der Sozialwissenschaften sei – so Fleck – die Anzahl der Rückkehrer eine – verglichen mit den deutschen Verhältnissen – vernachlässigbare Größe:

„According to estimates, about one-third of Germany social scientists returned to East or West Germany. [...] In the Austrian case, it was mainly the propon-

3 Christian Fleck, *Autochthone Provinzialisierung. Universität und Wissenschaftspolitik nach dem Ende nationalsozialistischer Herrschaft in Österreich*, in: *ÖZG* 7 (1996), H. 1, 67–92, hier 86–87.

4 Vgl. auch Christian Fleck, *Rückkehr unerwünscht. Der Weg der österreichischen Sozialforschung ins Exil*, in: Stadler, *Vertriebene Vernunft I*, wie Anm. 1, 182–213.

ents of the specific brand of Catholicism that the Ständestaat had fostered were returned home after 1945: Dobretsberger, Mokre, Wilhelm Koppers, and Robert Heine-Geldern. Members of the left and Jews were not welcome and, as in previous decades, were excluded from the universities.“ (Fleck in Ash u. Söllner, S. 209)

Gleichzeitig müsse aber in Rechnung gestellt werden, daß die überwiegende Mehrheit der aus Österreich emigrierten Sozialwissenschaftler gar nicht daran gedacht habe, in die alte Heimat zurückzukehren (ebd., S. 220). Überraschend vielen sei es relativ rasch gelungen, sich in einer ihnen fremden institutionellen und professionellen Umwelt zu etablieren. Fleck sieht die Gründe für diese erfolgreiche Akkulturation der Österreicher zunächst einmal in den strukturellen Bedingungen, wie sie für die Wissenschaftskultur im Wien der Zwischenkriegszeit typisch waren: Innovative sozialwissenschaftliche Forschung fand damals außerhalb oder nur am Rande der Universität statt – mehr schlecht als recht bezahlt zwar, aber dafür völlig unabhängig von den überkommenen akademischen Fächergliederungen und Disziplinen-Grenzen. Flexibilität und Interdisziplinarität waren schon damals für das Gros der in den Sozialwissenschaften Tätigen selbstverständlich gewesen.

Aber noch einem anderen Aspekt maß Fleck in diesem Zusammenhang Bedeutung bei: Nur eine kleine Minderheit der in seine Stichprobe aufgenommenen Emigranten stammte aus alteingesessenen Wiener Familien. Die meisten waren zugezogen, nicht wenige aus den östlichen Gebieten der Donaumonarchie. An-

ders als ihre deutschen Kollegen im Exil hatten viele Emigranten aus Österreich bzw. deren Familien bereits Jahre zuvor die Erfahrungen von Migration und kultureller Anpassung verarbeiten müssen, wodurch ihnen die Neu-Orientierung in den „Aufnahmeländern“ erleichtert worden wäre (ebd., S. 220).

Das intellektuelle Leben in Österreich blieb nach 1945 infolge der unterbliebenen Rückkehr der Emigranten, des Scheiterns der Entnazifizierung der Hochschulen und des Fortwirkens klerikal-konservativer, zum Teil aber auch deutsch-nationaler Ideologien geprägt. Wien war zur wissenschaftlichen Provinz geworden. Paul Lazarsfeld beschrieb den Eindruck, den Österreich gegen Ende der fünfziger Jahre auf ihn machte, in einem Brief an die *Ford Foundation*: „As to the Austrian situation at large, I find it as depressing as before. No brains, no initiative, no collaboration. Someone should make a study to find out how a country can be intellectually so dead, and at the same time have such wonderful musical festivals.“ (zit. n. Fleck, wie Anm. 3, S. 92)

Über die Thematisierung des sozialen Kontextes von Wissenschaft wird es in vergleichender Perspektive möglich, nationale oder auch lokale Besonderheiten der Forschungspraxis herauszuarbeiten. Mitchell Ashs Buch über *Gestalt Psychology in German Culture 1890–1967* ist unter anderem auch vor diesem Hintergrund mit großem Gewinn zu lesen.

Ash interpretiert die Gestalttheorie als einen Versuch, holistisches Denken *innerhalb* der Naturwissenschaften zu verankern, und zwar gerade in einer Zeit, in der das intellektuelle Leben in Deutschland durch eine weitverbreitete Ableh-

nung szientistischer Begriffe geprägt war. Seine detaillierte Studie sieht er in der Tradition einer „contextualist scholarship in history of science“ (S. 4). Den Ausgangspunkt seiner Argumentation bildet die Überlegung „that scientists, like other professionals, belong simultaneously to multiple sociocultural groupings, each of which defines itself by constructing its own discursive practical universe“. Für die Gestalttheorie seien drei solcher „groupings“ relevant gewesen:

„The working group in a single laboratory or the scientific school encompassing one or more such groups; the discipline or subdiscipline, encompassing parallel or rival groups of scientists competing for position in both epistemic or conceptual and institutional space; and the broader cultures and societies in which disciplines and laboratories in turn locate themselves.“ (Ash, S. 5)

Ash gelingt es zu zeigen, wie die Gestalttheoretiker ihre spezifische Version der Überwindung der „Krise der Psychologie“ (die selbst wiederum nichts anderes war als der disziplinspezifische Niederschlag einer seit dem Ersten Weltkrieg allgegenwärtigen Krise der Wissenschaft) zu entwickeln, über die engeren Disziplinengrenzen der Psychologie hinaus zu expandieren und in der Folge gegen konkurrierende Richtungen in- und außerhalb der akademischen Psychologie sich zu behaupten verstanden.

Versucht man nun, die wechselseitige Durchdringung der von Ash herausgestellten Analyseeinheiten gleichsam von unten her, das heißt vom sozialen Setting aus, in dem die Gestalttheoretiker ihre Forschungsarbeiten entwickelt hatten, zu rekonstruieren, so führt das

zwangsläufig zu einer – eben nur in Abhebung von den divergierenden Entwicklungen in den USA zu führenden – Diskussion des Verständnisses der experimentellen Methode, wie sie für die deutschsprachige Tradition der Psychologie typisch war. Unter der Kapitelüberschrift *Methodological commitments* steht im Anschluß an eine genaue Beschreibung des Ablaufes von gestaltpsychologischen Experimenten bei Ash zu lesen:

„Described in this way, Berlin school research style seems like a radikal departure from the ideals of repeatability and impersonal objectivity central to modern science. The discrepancy disappears when one realizes that the Gestalt theorists located objectivity not in any impersonal procedure or in the use of any particular apparatus, but in the *phenomena themselves*. Sought were phenomena, or invariant relations among phenomena, that were so impressive that they automatically acquired an aura of objectivity, despite being artifacts created under laboratory conditions and then referred back to nature. The Gestalt theorists searched for invariant principles of order and meaning believed to inhere in phenomena as experienced under particular stimulus conditions, not correlational or other contingent functional relationships between independent and dependent variables. With this emphasis on inherent order and meaning (Sinn), Gestalt experimentation expressed fundamental opposition to technological conceptions of mind.“ (ebd., S. 222)

Tatsächlich ist in dieser Passage nicht nur ein für die Gestalttheoretische Schule, sondern für die deutsche Psychologie im allgemeinen typisches „pattern of inve-

stigative practice“⁵ beschrieben: Experimentieren im Labor bedeutete deutschsprachigen Psychologen seit Wundt ein Hervorbringen von psychischen Erscheinungen, die erstens in jedem (normalen, erwachsenen) Bewußtsein in gleicher Weise ablaufen und zweitens eben im Alltag für gewöhnlich unbemerkt bleiben. Die in den USA sich seit dem Ende des Ersten Weltkriegs allmählich allgemein durchsetzende Arbeitsweise, die man kurz als „systematische Variation von Bedingungen zum Zwecke der Überprüfung einer Hypothese“ kennzeichnen könnte, blieb vielen Generationen von deutschen Psychologen bis in die fünfziger Jahre hinein ebenso fremd wie die diesem Forschungsstil entsprechenden inferenzstatistischen Methoden.

Ash selbst hat in seinem Beitrag zu dem von ihm und Söllner herausgegebenen Sammelband gezeigt, wie sehr die ambivalente Aufnahme gerade der Gestalttheorie in den USA vor und nach 1933 sich aus grundlegenden Unterschieden im Forschungsstil erklären läßt. Darüberhinaus geht aus den von ihm vorgelegten Fallstudien über Wolfgang Köhler, Kurt Lewin und Hedda Bolgar deutlich hervor, daß die Akkulturation von emigrierten Wissenschaftlern nicht einfach als ein „process of submission to the discursive norms and scientific or professional practices that prevailed in a host culture“ zu beschreiben ist. Im Gegenteil: Emigrierte Psychologen – jedenfalls

5 Vgl. Kurt Danziger, *Social Context and Investigative Practice in Early Twentieth-Century Psychology*, in Mitchell G. Ash u. William R. Woodward, Hg., *Psychology in Twentieth-Century Thought and Society*, Cambridge (Mass.) 1984, 13-33.

die meisten derjenigen, die sich in ihren Aufnahmeländern etablieren konnten – hätten, meint Mitchell Ash (in Ash u. Söllner, S. 138), mehr oder weniger eng an früher angeeigneten Arbeits- und Forschungsweisen festgehalten: „The émigrés mobilized biographical, conceptual, and methodological resources and reconstructed them to do a job, often opposing rather than passively accepting prevailing research and professional styles.“

Dietmar Paier gibt in seiner Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Band ausgewählter Schriften von Else Frenkel-Brunswik eine detaillierte und sehr präzise gearbeitete biographische Fallgeschichte einer wissenschaftlichen Akkulturation. Er spricht von einer „konstruktiven Re-Orientierung“, die von Frenkel-Brunswik auf der Grundlage von vorhandenem Wissen und der Bereitschaft, aktuelle Trends in der amerikanischen (Persönlichkeits- und Sozial-) Psychologie rasch zu rezipieren, vollzogen worden sei. Die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Etablierung in den USA waren für die ehemalige Schülerin und Mitarbeiterin Charlotte Bühlers besonders günstig gewesen. Nirgendwo sonst im deutschen Sprachraum waren die Entwicklungen der amerikanischen Psychologie aufmerksamer verfolgt worden als am Wiener Psychologischen Institut, an dem Karl und Charlotte Bühler in den zwanziger und dreißiger Jahren einen Forschungsstil entwickelt hatten, der aufgrund seiner streng arbeitsteiligen Organisation selbst für US-Verhältnisse modern, in der elitären und weltabgewandten Welt der deutschsprachigen Wissenschaft aber völlig ungewöhnlich war.

Trotz aller Interdisziplinarität und al-

len Bemühens um Synthese divergierender theoretischer Richtungen, trotz des in Karl Bühlers *Krise der Psychologie*⁶ auch philosophisch begründeten Methodenpluralismus, blieb aber gerade die Psychoanalyse aus dem Lehr- und Forschungsbetrieb am Wiener Institut ausgespart. Obwohl die Freudsche Theorie laut offizieller Lehrmeinung am Institut als unwissenschaftlich galt, unterzogen sich in den dreißiger Jahren enge Mitarbeiter/innen einer Analyse. Else Frenkel war eine von ihnen. Wie alle anderen auch, betrachtete sie die Beschäftigung mit der Psychoanalyse als Privatsache. Für ihre wissenschaftliche Arbeit im Rahmen der Bühler-Schule – Else Frenkel war Charlotte Bühlers erste Assistentin im Bereich der psychologischen Lebenslaufforschung – spielte die Freudsche Lehre jedenfalls keine Rolle.

Die Integration der Psychoanalyse in ihr wissenschaftlich-psychologisches Denken erfolgte bei Else Frenkel erst in den Vereinigten Staaten, und zwar in einem für die gesamte amerikanische Psychologie nicht gerade typischen institutionellen Umfeld: An der University of Berkeley, wo Else Frenkel-Brunswik eine – wenn auch nur provisorische – Anstellung gefunden hatte, waren die Psychologen entweder sehr an der Psychoanalyse interessiert, wie etwa Edward C. Tolman und Egon Brunswik, oder, wie Daniel J. Levinson und R. Nevitt Sanford, selbst analysiert oder sie kamen, wie im Falle von Erik Erikson, überhaupt von der Psychoanalyse. Im Gegensatz zu Wien waren die Verbindungen zwischen Psy-

6 Karl Bühler, *Die Krise der Psychologie*, Jena 1927.

choanalyse und akademischer Psychologie, zwischen Analytikern in San Francisco und Psychologen in Berkeley intensiv und ein Mindestmaß an Kommunikation zwischen beiden Disziplinen bereits vorhanden. (Paier, S. 36)

Frenkel-Brunswiks Auseinandersetzung mit Freud war dann durch das Bemühen bestimmt, den wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse aufzuklären. Geführt wurde diese Auseinandersetzung auf dem Boden des Logischen Positivismus. Für die Philosophie des Wiener Kreises gilt letztlich ähnliches wie für die Psychoanalyse: Obzwar Frenkel-Brunswik mit Vertretern der „Wissenschaftlichen Weltauffassung“ bereits lange vor 1938 in Kontakt gekommen war, ist ein direkter Einfluß logisch-positivistischen Denkens auf ihre wissenschaftliche Arbeit erst im Exil in den Vereinigten Staaten nachzuweisen. „Wie am Beispiel von Else Frenkel-Brunswik sichtbar wird“, schreibt Dietmar Paier, „hatte die erzwungene Neu-Orientierung für die Karrieren von Wissenschaftsemigranten nicht selten innovationsfördernden Charakter. Theorien und Erkenntnisse, die für Wissenschaftler vor der Emigration periphere Bedeutung hatten, konnten in einem geänderten wissenschaftlichen Kontext in den Vordergrund rücken.“ (Ebd., S. 56)

Daß solcherart Synthesen außerhalb und zum Teil auch offen als Kritik des Mainstream entwickelt und vorgetragen wurden, trifft gerade auch für Else Frenkel-Brunswik zu. Man lese dazu nur die scharfe Replik, die Hans Jürgen Eysenck auf ihren Beitrag zu einem Symposium über die europäische Tradition der Persönlichkeitspsychologie am 14. Inter-

nationalen Kongreß für Psychologie in Montreal 1954 verfaßt hatte.⁷

„Acculturation by opposition“ sei, so Mitchell Ash, zumindest für den Bereich der Emigration von Psychologen ein geradezu typisches Muster gewesen. Die kritische Stellung gegenüber den Hauptströmungen der zeitgenössischen amerikanischen Psychologie bewirkte, daß eben die innovativen Beiträge deutschstämmiger Emigranten bei der sogenannten „Amerikanisierung“ der deutschen Psychologie Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre keine Rolle spielten. Es ist daher kein Zufall, daß „es weder in der Hauptbibliothek der Universität [in Wien] noch in irgend einer der Institutsbibliotheken, noch an der Nationalbibliothek die *Frenkel-Brunswik-Papers*“ [gibt]; ja es gibt überhaupt kein Exemplar an österreichischen Bibliotheken; nur im Sigmund-Freud-Haus gibt es ein nirgendwo registriertes Exemplar.“⁸

Gerhard Benetka, Wien

7 Else Frenkel-Brunswik, Perspektiven der psychoanalytischen Theorie, in: Helmut von Bracken u. Henry P. David, Hg., Perspektiven der Persönlichkeitstheorie, Bern 1959, 138–152; Hans Jürgen Eysenck, Charakterologie, Schichtentheorie und Psychoanalyse. Eine kritische Betrachtung, in: ebd., 248–256.

8 Kurt Rudolf Fischer, Egon Brunswik u. Else Frenkel-Brunswik, in: Stadler, Vertriebene Vernunft II, wie Anm. 1, 306–316. „Frenkel-Brunswik-Papers“ bezieht sich auf: Else Frenkel-Brunswik, Selected Papers. Edited by Nanette Heiman u. Joan Grant, New York 1974.